

Grausamkeiten im Märchen

ALMUT BOCKEMÜHL (Hg.): **Verstoßen, verschlungen, erschlagen. Über Grausamkeiten im Märchen**, Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2008, 160 Seiten, 14,90 EUR.

Der schwerste Drachenkampf ist der Kampf mit sich selber. Jeder ist sich selbst der gefährlichste Gegner. – Max Lüthi

Welchen Sinn haben Grausamkeiten im Märchen? Haben Märchen überhaupt einen Sinn? Diese und andere Fragen werden von den Erzählerinnen, Heilpädagoginnen und Forscherinnen in diesem Sammelband aus ganz unterschiedlichen Blickwinkeln beantwortet. Im Mittelpunkt ihrer Betrachtungen steht die Wirkung von Märchenbildern auf das kindliche Gemüt. Einführend wird das Wesen des Märchens dargestellt, gestützt auf Erkenntnisse der Brüder Grimm, Rudolf Steiners und des Märchenforschers Max Lüthi. In ihren Beiträgen gehen die Autorinnen vor allem dem Phänomen des Bösen und dessen Verwandlung auf den Grund. Die heilende Kraft des Märchens besteht ja darin, dass es in Bildern, und damit unmittelbar, zur Seele spricht. Werden seelische Prozesse und geistige Erkenntnisse in der Märchensprache vermittelt, so kann das Universelle individuell wahrgenommen werden.

Märchen machen Mut, den eigenen Weg zu gehen. Sie helfen, die eigenen Kräfte zu erkennen. Die Waldorferzieherin Angelika Schmucker schildert ihre Erfahrungen beim Erzählen. Mühelos können Kinder im ersten Jahrsiebt noch in der Wirklichkeit und zugleich in der Traumwelt leben. Da sie noch ganz Ohr sind, hören sie mit Herz und Seele zu. Sie vertrauen dem Märchen und seiner inneren Struktur.

Almut Bockemühl spricht in ihrem Beitrag von der archaischen Bilderwelt des Märchens und von der Überwindung des Todes durch die seelisch-geistige Auferstehung. Die Heilpädagogin Elke Blattmann schildert ihre Erfahrungen mit Wolfsmärchen, die ja naturgemäß mit Tod und Grausamkeit zu tun haben. Um die im Unterbewusstsein sitzende Angst der Kinder verobjektivieren zu können, empfiehlt sie das Malen. Auf

diesem Wege könne sich Furcht in Ehrfurcht auflösen und so eine Versöhnung mit dem »inneren Feind« ermöglichen.

Über den bösen Blick und Selbstsucht schreibt die Krankenschwester Ulrike Mandaiker. Sie erinnert in ihrem Beitrag daran, dass nur Mitleid und Liebe die Macht haben, den Bann des Bösen zu brechen.

Aus der Sicht und am Beispiel des Märchens »Fitchers Vogel« beschwört die erfahrene Erzählerin Dagmar Wicke die Kraft magischer Sprüche und rätselhafter Worte, die sich nur dem Offenbaren, der sie zu entschlüsseln weiß.

Arnica Esterl ermutigt dazu, dem Bösen auf den Grund zu gehen, um von dort die Kraft der Verwandlung zu holen. Sie betont, dass Märchen innerlich geschaut Bilder seien und damit als eigenständige Gattung nicht nur literaturwissenschaftlich, sondern auch bewusstseinsgeschichtlich von Bedeutung sind, da sie einer geistigen Gesetzmäßigkeit folgen. Mit dem von ihr besprochenen Märchen »Der Räuberbräutigam« zeigt sie, dass es immer richtig ist, auf die Stimme des Herzens zu hören, denn der Befreiungsweg eines Menschen, der es wagt, Grenzen zwischen Bewusstem und Unbewusstem, zwischen Diesseits und Jenseits zu überschreiten, ist immer auch eine Gratwanderung.

Mit einem Beitrag zum bekannten Schwankmärchen »Von einem der auszog, das Gruseln zu lernen« rundet Christa Schmid den Reigen der Märchenbetrachtungen ab. Sie erinnert an die Tradition des Erzählens und daran, dass es vor allem die beim Zuhören entstehenden Bilder sind, die den Kindern helfen, ihre Angst, die ja nicht aus dem Märchen, sondern aus dem Leben kommt, zu überwinden. Ohne Angst gebe es keine Ich-Entwicklung, betont die Autorin.

Da Geschehnisse im Märchen nicht Abbilder sondern Urbilder sind, sollten Grausamkeiten im Märchen immer relativiert werden, betont Almut Bockemühl in ihrem Vorwort. Sie vermitteln etwas über die Mission des Bösen als eine wirkende Kraft, die es zu erkennen und zu verwandeln gilt. Dies, so die Herausgeberin, sei die Botschaft für unsere Zeit.

Karin Haferland

Allzu privat

ALEXANDER PSCHERA (Hg.): **Bunter Staub. Ernst Jünger im Gegenlicht**, Matthes & Seitz Verlag, Berlin 2008, 382 Seiten, 19,80 EUR.

Eine patente Idee, mittels zentraler Begriffe Jüngers einen eher philosophischen Zugang zu seinem Werk freizulegen. Etwas keck verkündet der Herausgeber eingangs, dabei solle über Jünger »hinausgedacht« werden. Nanu, fragt sich der Rezensent, haben wir denn Jüngers Denken und Schreiben überhaupt schon eingeholt? Der Titel »Staub« klingt auch nicht gerade nach taufischer Literatur. Doch die Lektüre bestätigt nicht diese unbedachten Worte.

Nach einer Einführung werden 24 Begriffe vom Editor entfaltet (wie »Verlorener Posten«, »Schmerz«, »Linie«, usw.), denen sich jeweils der Kommentar eines Co-Autors anschließt. Zeigen sich die Texte des Herausgebers durchaus als eine gescheite Einführung in Jüngers Opus, widerstehen etliche der etwa 30 Koreferenten (meist Germanisten und Publizisten, deren curricula im Anhang aufgeführt werden) leider der Versuchung nicht, ihren allzu privaten Kram unter der Standarte Jüngers auszubreiten. Um so positiver stechen die werktreuen Beiträge davon ab (z.B. zu »Arbeit«, »Zeitmauer«, »Autorschaft«).

Auch wenn der Begriffskatalog lange nicht vollständig ist und die Einschätzungen des Herausgebers spiegelt, ist eine Sammlung »Blätter und Steine« entstanden (um einen Begriff Jüngers ins Spiel zu bringen), der den Leser einen kräftigen Schritt in Richtung auf das Werkganze tun lässt.

Rainer Waßner

Gespräche mit Niemand

SARAH KIRSCH: **Sommerhütchen**, mit Zeichnungen von Dieter Goltzsche, Steidl Verlag, Göttingen 2008, 159 Seiten, 18 EUR.

Pünktlich zu ihrem 69. Geburtstag am 16. April 2004 beginnt Sarah Kirsch damit, Einblicke in das von ihr erlebte folgende halbe Jahr zu gewähren. Gleich zum Einstand entfalten sich

exemplarisch die Kennzeichen der poetischen Lebenswahrnehmung von Sarah Kirsch. Sie freut sich diebisch, dass sie das pausenlos klingende Telefon nicht bedient, küsst am Abend den Anrufbeantworter und geht lieber spazieren: »Hab die glucksenden Viecher, die Brachvögel fortwährend gehört. Aber nicht gesehen. Niemand war unterwegs. Mit Niemand versteh ich mir prachtvoll.«

Eine schrullige Notiz im Tagebuch inszeniert ihre Zurückgezogenheit am Festtag: »Fragten vor ein paar Tagen etliche Fans, ob ich heute zu Hause wäre. Nö hab ich gesagt, ich bin wie jedes Jahr um diese Zeit in Grönland. Da ich mit einem Eisbär verlobet ja bin.«

Souverän beherrscht Sarah Kirsch ihr Spiel mit der Sprache. Sie gurr je nach Bedarf im lässigen Slang und bedient in hochgestochener Pathetik romantische Sprachbilder. Was auf den ersten Blick zuweilen schnoddrig wirkt, erweist sich bei näherem Hinsehen als kunstvoll komponierte Methode. Geschickt setzt sie dabei Versatzstücke von beobachteten Farben und Tieren mit starken Bildern in Beziehung zueinander. Gefühle und Gerüche ergänzen diese poetische Synästhesie zu einem Zusammenspiel verschiedener sinnlicher Wahrnehmungsqualitäten: »Der Kugelhorn trägt seine gelbgrünen schäumenden Blüten, die kupferfarbenen Pappelblätter kündigen sich an, sind fast schon vorhanden, und überall halten sich Stare auf. Wie Blechspielzeug anzusehen, wenn sie singen, ruckt die Mechanik der Flügel. Die Mirabellen auf dem Deich blühen auch wie verrückt, riechen ganz herrlich wenn man dort geht.«

Man säße freilich einem Missverständnis auf, wenn man Kirschs Tagebuchbeobachtungen als idyllische Naturbilder einer zurückgezogenen Misanthropin einschätzen würde. Kirschs Notizen stellen Dialoge dar, denen keine Themen verwehrt sind. Sie nimmt das Zeitgeschehen durchaus wahr, sei es die Fußball-Europameisterschaft des Tagebuchjahres 2004 – zuweilen werden sogar einzelne Spiele im Fernsehen verfolgt und kommentiert, oder seien es der Nahost-Konflikt, der Irakeinsatz der USA oder die Geiselnahme im nordossetischen Beslan.

Anlässlich einer Ankündigung des DVA Verlags, eine Thomas-Gottschalk-Biographie herauszubringen, reagiert die Dichterin ironisch: »Und was steht in der Werbung? ›Ich bin sicher, sie werden dieses Buch nicht wieder aus der Hand legen!‹ Auweia auweia.«

Die Spaziergänge, die Kirsch nahezu täglich absolviert, bilden eine wiederkehrende topographische Größe. Der »Reiherbaum« ist Kirsch-Lesern von anderen Büchern her bereits vertraut. Dies trifft auch auf Ortsnamen wie »Halftown« für Halberstadt und »Tee« für Thielenhemme in Schleswig-Holstein, dem Wohnort von Sarah Kirsch, zu. Und »Maurice« ist ihr Sohn Moritz, der sie ab und an besuchen kommt. In einem Subtext wird Kirschs Prosa immer wieder von Erinnerungen an die Kinder- und Jugendzeit imprägniert. Dann fallen Begebenheiten und Namen aus der DDR an, nicht immer in wohlwollender Weise.

In der DDR hatte Sarah Kirsch einst als junge Lyrikerin ihren eigenen Ton gefunden und 1967 mit ihrem ersten eigenen Gedichtband *Landaufenthalt* auf sich aufmerksam gemacht. Peter Hacks prägte den vielzitierten spöttischen Ausspruch vom »Sarah Sound« und Marcel Reich-Ranicki hatte der Dichterin im überschwänglichen Lob den ehrenwerten Titel »der Droste jüngere Schwester« verliehen.

Im Steidl Verlag hat Sarah Kirsch, die auch als Malerin hervorgetreten ist, längst ein verständiges Unternehmen gefunden, das ihren bibliophilen Wünschen entgegen kommt. Fein in zitronengelbes Leinen gebunden und mit Zeichnungen von Dieter Goltzsche versehen liegt mit *Sommerhütchen* ein wahrhaftiges Sommerbuch vor, auch wenn es oft regnet. Dann verkriecht sich die Dichterin mit ihrer Katze Emily zum Fernsehschauen oder CD-Hören auf dem Sofa. Den Atem raubt aber immer noch Sarah Kirschs Fähigkeit, einer alltäglichen Wirklichkeit der Natur ihren geheimen Zauber zu entlocken – »sah mich am Mittag der Pirol, solch hübschet Vieh mit orangefarbenem Schnabel, mir wurde ganz chinesisch zu Mut.«

Volker Strebel

Elfen, Geister und Gespenster

WILLIAM BUTLER YEATS: **Irlands Königreich der Schatten**, aus dem irischen Englisch übersetzt von Alexander Pechmann, Jung und Jung Verlag, Salzburg und Wien 2008, 179 Seiten, 19,80 EUR.

William Butler Yeats umspannt mit seinem Leben, geboren 1865 bei Dublin, gestorben 1939 in Monaco, weiträumig die Jahrhundertwende und gehört zu den wichtigsten Erneuerern der irischen Literatur. Er verließ die strenge Form der englischen Dichtung und baute auf die Musikalität der Sprache. Gleichzeitig rückerte er sich an die keltische Herkunft seines Volkes, seiner Mythologie und gehörte zu dem Freundeskreis der irisch/keltischen Mythenforscherin Ella Young (*Keltische Mythologie*, in deutscher Übersetzung von Maria Christiane Benning). Für sein Werk – es umfasst Gedichte, Theaterstücke, eine Autobiographie und Essays – erhielt er 1923 den Literaturnobelpreis.

Yeats erinnerte sich auch an seine Kindheit und seine geliebten Aufenthalte in Sligo bei den Großeltern mütterlicherseits an der Nordwestküste Irlands. Von hier aus hatte er den Blick frei auf den Elfenberg Ben Bulbin: Dort liegt er, auf seinen Wunsch hin, begraben.

Bei den Großeltern gab es viel zu sehen und zu hören. An der Küste fuhren die Dampfer und Segelschiffe des Großvaters vorbei. In den Katen der Dienstboten, Lotsen und Fischer konnte der Junge Geschichten hören, Geschichten von Elfen, Geistern und Gespenstern. Als Kind träumte er eines Nachts, sein Großvater habe auf See Schiffbruch erlitten. Am nächsten Morgen kam er auf einem blinden Pferd dahergeritten, das ihm dankbare Passagiere besorgt hatten. Der Traum hatte sich bewahrheitet. Einige Passagiere und Männer der Besatzung waren dabei ums Leben gekommen. Bis an sein Lebensende konnte der Großvater dies nicht vergessen.

Als Erwachsener machte sich William Butler Yeats erneut auf die Suche nach den Geschichten seiner Kindheit. Er wollte sie aufschreiben. Deshalb wanderte er mit Notizblock durch die westlichen Gebiete Irlands, sprach mit alten

Frauen, Bauern, Fischern und Dorfbewohnern, meist alten »Originalen«, die ihm von eigenen oder erzählten Erlebnissen und Begebenheiten berichteten. Begegnungen mit übersinnlichen Wesen sind in Irland nichts Ungewöhnliches, sondern gehören zum Alltag. Viele Geschichten in diesem Buch wurden ihm von Paddy Flynn erzählt, »einem kleinen Mann mit leuchtenden Augen, der in einer zugigen Ein-Zimmer-Hütte in Ballisdore wohnte«; einem Dorf, das Yeats gern als das »vornehmste im ganzen Landkreis von Sligo« bezeichnete – er meinte damit das elfenreichste. Er lebte in keiner eng begrenzten Welt. Für ihn war alles wahr, was er erlebte und erzählte. Er kannte keine Furcht vor Himmel, Hölle, Fegefeuer und Elfenreich. Für Menschen wie ihn war die Erde »nur ein Staubkorn unter unseren Füßen«.

Dem Autor wurde viel erzählt, von Elfenköniginnen, die ganze Generationen überdauerten, von schönen jungen Frauen, deren Herkunft nie geklärt werden konnte. Mit einem Freund und dessen Verwandter, einem jungen Mädchen, das als Seherin bekannt war, suchte er eine Höhle auf, die von einem Elfenvolk bewohnt war: »Einer nicht sehr tiefen Höhle zwischen schwarzen Felsen, die sich im nassen Meersand spiegelt.« Zuerst hörten sie unbekannte Musik, das Auftreten von Füßen auf den Boden, dann ein Licht aus der Tiefe der Höhle, und ein trancaartiger Zustand breitete sich über sie aus. Sie riefen die Königin; auf sein Rufen hin erschien sie: »Regina, regina pigmeorum, veni«. Er hatte viele Fragen an sie, die er mit Hilfe des jungen Mädchens an sie zu richten versuchte: »Ist es wahr dass sie und ihr Volk Sterbliche entführten?«, »Werden einige von euch je als Sterbliche geboren?«, »Kenne ich jemanden, der vor der Geburt eurem Volk angehörte?« Sie antwortet: »Dies zu wissen ist dir verboten.«

Von diesem Erlebnis in der Höhle konnte er sich nur schwer trennen. Gerne hätte er noch einmal gerufen: »Große, schimmernde Königin, komm näher und lass mich noch einmal die Schattenblüte deines dunklen Haars betrachten.« Eine Wirklichkeit des Traums?

Die Geschichten, die Yeats aufgezeichnet hat, sind keiner literarischen Gattung zuzuordnen.

Es sind Geschichten, Absonderlichkeiten, Begebenheiten, die man sich im Volk erzählt oder solche, die der Aufzeichner selbst erlebt hat. Da gab es Gespenster, die bei Nacht in einem Dorf die Straßen belebten. Ihre Vorgeschichte, die man kannte. Oder was einem geschehen kann, wenn man die Regeln des Elfenvolkes nicht berücksichtigt. Sie sind von einer Frische, Leichtigkeit und Wärme, ihr Alter ist ihnen nicht anzumerken. Er hat sie immer wieder neu angeordnet. Diese Ausgabe ist eine vollständige Wiedergabe der Ausgabe von 1902.

Vielleicht sollte noch erwähnt werden: William Butler Yeats hat zunächst, der Empfehlung seines Vaters folgend, Kunst in Dublin studiert. Dort traf er auf den Dichter, Mystiker und Künstler George William Russel (bekannt auch unter dem Pseudonym A.E.), einen Geistverwandten. In Dublin traf er auch Daniel N. Dunlop, der später Anthroposoph wurde. Zunächst bewegten sie sich alle drei in theosophischen Bahnen, bis sich ihre Wege trennten. William Butler Yeats war ein Eingeweihter der höheren Grade und ab 1917 mit einer Anthroposophin verheiratet.

Brigitte Espenlaub

Türkisch-deutsche Sehnsucht

NÂZİM HIKMET: Hasretlerin Adı – Die Namen der Sehnsucht, Gedichte, Türkisch und Deutsch, Ausgewählt, nachgedichtet und mit einem Nachwort versehen von Gisela Kraft, Ammann Verlag, Zürich 2008. 360 Seiten, 29,90 EUR.

»... schlimmer als der Tod ist das Getriebensein ...«, lese ich in einer Gedichtzeile. Jedes Gedicht ein neues Stück Tod? Ist er deshalb so früh gestorben? – denke ich. »... muhacirlik ölümden beter ...«: Nâzım hat den Vers geschrieben, der große türkische Dichter, Nâzım Hikmet, wie er sich nannte, seit er sich einen Nachnamen zulegen musste. 1902 wurde er in Saloniki geboren, 1963 starb er in Moskau. Es reizt mich, den Wörtern nachzugehen – ich kann kein Türkisch, muss einzeln im Wörterbuch nachschlagen: ölüm: Tod; muhacir: Auswanderer, Emigrant, Umsiedler, Zug auch ... Ein Getriebener muss er gewesen sein, getrieben von der

Sehnsucht nach Gerechtigkeit, als Kommunist, vertrieben auch aus seiner Heimat, wo erst zwei Jahre nach seinem Tod das fast dreißigjährige Publikationsverbot aufgehoben wurde. Getrieben vom Drang zu schreiben. »Dichter bin ich«, behauptet er schon 1932: »Dichter bin ich / die Blitzfiguren meiner Gedichte / kratze ich in die Hausfassaden / und pfeife dazu ...«, und abschließend: »Dichter sind wir nun mal, / Dichter hab ich gesagt, Kumpel ...«

Ein Geschenk ist das Buch, ich muss es deutlich sagen – für mich die Entdeckung der Buchmesse Frankfurt 2008 mit der Türkei als besonderem Gastland. Fein gestaltet und hervorragend editiert, mit ausführlichem Nachwort, darin die Lebensschilderung und Fotos, Worterläuterungen, Erklärungen zur türkischen Aussprache, Angabe des Entstehungsjahres unter jedem Gedicht – und eben zweisprachig. Man kann dem Verlag nur dankbar sein. Einen großen Anteil aber hat zweifelsfrei die kundige Übersetzerin, Nachdichterin Gisela Kraft. So wird es nicht verwundern, wenn ich als eines der Kleinodien des Buches (ein Rosenquarz, bin ich versucht zu sagen) ihren wunderbaren Epilog bezeichne. Da versucht die »Fährfrau«, kurz bevor sie zu Ende über(ge)setzt hat, mit dem verstorbenen Eigner ihrer Last ins Gespräch zu kommen: Warum hast du nichts zu den Kurden, zu den Armeniern gesagt? Was wusstest du über Stalin? Tatsächlich, er antwortet, leise, in ihrem Kopf: »Madame – – / sicherlich war ich zu nah. / Wie wenn man ein beschriebenes Blatt / dicht vor das Auge hält: / Man kann nichts entziffern ...« Doch die Fährfrau »hat nichts zu sagen. Aber nach einer Weile sagt sie: Wenn du wiederkommst, Nâzım, mach weiter, wo du aufgehört hast.«

An verschiedenen Stellen beschreibt Gisela Kraft die Schwierigkeiten beim Übersetzen aus dem Türkischen. »Ein türkischer Text, ins Deutsche übersetzt oder nachgedichtet, wird länger, er braucht mehr Wörter und darum oft mehr Zeilen. Der Grund liegt in der strukturellen Verschiedenheit beider Sprachen ... Verlässlich gemeinsam dagegen bleibt der poetische Anteil des Textes: Bilder, Metaphern sowie das, was ›zwischen den Zeilen‹ steht.« Und an anderer

Stelle das Beispiel: yazdığım mektup, wörtlich »schreibenhabenmein Brief«. Bedeutung: der Brief, den ich geschrieben habe.

Die Auswahl der Gedichte wandert durch das Leben, angefangen mit frühen Gedichten (das früheste stammt vom Elfjährigen), gefolgt von solchen bis 1933, dann das Epos vom Scheich Bedreddin, Gedichte bis 1950, späte Gedichte und abschließend Gedichte aus den letzten drei Lebensjahren. So kann man mit diesem Buch zweifach an einem Prozess teilnehmen: dem des Übersetzens, Übertragens, Nachdichtens – und dem eines Dichterlebens.

Ein Gedicht heißt auch »Lebenslauf«, 1961 in Ostberlin geschrieben: »manch einer kennt die Arten der Pflanzen oder der Fische / ich die des Getrenntseins / manch einer weiß die Namen der Sterne auswendig / ich jene der Sehnsucht ... kurzum Freunde / wenn ich heute in Berlin vor Kummer krepieren sollte / kann ich doch sagen ich habe gelebt wie ein Mensch / und wer weiß / wie lang ich noch lebe / und was mir noch alles zustößt.« 1947 schon schreibt er: »Jeden Tag rückt das Ende / ein wenig näher. / Lebe wohl, Welt, meine Schöne. / Sei gegrüßt, Universum ...« Und 1945: »Diese Welt, dies Korsarenschiff geht unter, / wie wenn Stein zerbricht, geht es unter, / und wir gründen ein Weltall, so hoffnungshell / wie deine Stirn, so frei und heiter, Pirâye mein ...« (Pirâye ist der Name seiner ersten Frau). Und das letzte Gedicht dieses Buches, diesmal vollständig zitiert, für Vera geschrieben, die Frau, die er erst 1959 geheiratet hat: »Sie sagte komm doch / Sie sagte bleib doch / Sie sagte lach doch / Sie sagte stirb doch / Ich kam / blieb / lachte / und starb.« Hören Sie den Klang der letzten vier Zeilen im Original: Geldim / Kaldım / Güldüm / Öldüm.

Am selben Tag, an dem ich in diesem schönen Buch noch einmal geblättert habe, lese ich einen Artikel der SZ (Kai Strittmatter, 18.1.2009). Zwei Jahre nach der Ermordung des Journalisten Hrant Dink gebe es in der Türkei Debatten, die damals undenkbar waren – Dink war Istanbul Journalist armenischer Abstammung. Es habe weitere Dinge gegeben, von denen vor zwei Jahren noch keiner zu träumen gewagt hätte. Etwa die überraschende Reise von Staats-

präsident Abdullah Gül nach Armenien. Vor allem aber jene Kampagne, unterschrieben von mittlerweile fast 30 000 Türken, die den Titel trägt »Özür diliyoruz« – Wir entschuldigen uns. Türken, die sich öffentlich entschuldigen bei den Armeniern für die Massaker von 1915, für »Ungerechtigkeit« und »Schmerz«, das hat es nie zuvor gegeben. Mach weiter, wo du aufgehört hast, Nâzım. Türkische und deutsche Sehnsüchte. (Richtig: Nâzım Hikmet: Hasretlerin Adı – Die Namen der Sehnsucht.)

Helge Mücke

Zurück ins Nomadenleben

GALSAN TSCHINAG: Die Rückkehr. Roman meines Lebens, Insel Verlag, Frankfurt/M. u. Leipzig 2008, 255 Seiten, 19,80 EUR.

Ein Mann gibt seine lukrative Firma, ein Reisebüro, auf und widmet sich ganz dem Schreiben in seiner Wohnung in Ulan Bator, bewundernswert produktiv wird er sein. Ein Mann zieht mit den Tuwa-Nomaden durch das Altaigebirge in der Mongolei, lebt mit ihnen ihr einfaches, hartes Leben von und mit den Yak-Rindern. Ein Mann kommt von einer langen Lesereise im Südwesten Deutschlands eine Viertelstunde vor der Veranstaltung in Leipzig an und bekommt von der damaligen Vizepräsidentin des Bundestages Antje Vollmer das Bundesverdienstkreuz verliehen. Derselbe Mann lebt drei Leben gleichzeitig, er hat es immer wieder geschildert – mit beginnendem Alter aber, etwa Mitte der Sechziger, vollzieht er noch einmal eine radikale Kehrtwende und entscheidet sich für eines der Leben: kehrt zu seinem Tuwa-Volk, den Dywa, zurück. Galsan Tschinag, der in deutscher Sprache schreibende Tuwadichter und Schamane, hat einen »autobiographischen Roman« vorgelegt. Es ist nicht zuletzt der Roman des alternden Mannes, der sich fragt, ob er sich diese neue Lebensaufgabe noch zutrauen soll – und wie viel Zeit ihm noch bleibt. 23 Jahre lautet die Antwort des Orakels, das der Ich-Erzähler befragt.

Es beginnt mit einem Traum. Aber wer träumt ihn? »Mir kommt, inmitten des end- und ruhelosen Alls, das ganze Dasein allzu oft wie

ein Traum vor. Wer wird ihn wohl träumen? ... Die Menschen im östlichen Teil der Erdkugel verständigen sich auf die Bezeichnung Himmel, wenn sie es (das höhere Wesen) meinen. Aber sie schwören dabei nicht, dass sie unbedingt den richtigen Namen im Mund führen ... Ich meine, jeder Mensch ist der Traum eines höheren Wesens. Erwacht jenes drüben, geht hier ein menschliches Leben zu Ende. Mit einer solchen Sicht behaftet, fühle ich mich meinen vielen Träumen verpflichtet. Also liegt es nahe, dass ich demnächst in die Spuren des obigen besonderen Traumes trete und so dem vorerst mit Worten Gesponnenen auch Taten folgen lasse.« Orakel, Träume, schamanische Beschwörungen, Rituale des alten Volksglaubens – es sind diese Elemente, die u. a. das Faszinosum der erfolgreichen Bücher Galsan Tschinags ausmachen. Doch sollte man dem Sog des atavistisch Fremdartigen nicht erliegen, das wäre ein Missverständnis, und nicht im Sinne des Autors. Seine Mittel der Brechung sind der leise Humor, die Ironie, auch Selbstironie und die außerordentlich feinsinnige psychologische Beobachtung. Seine Lebenserfahrung in anderen Welten setzt ihn in Stand, Glaubenswelten nicht überzubewerten. Immer wieder betont er, dass Bildung und Schamanentum sich nicht ausschließen. Seine Motive sind glaubhaft von Demut geprägt: »Aus mir ist ein Welten-Bürger und ein All-Wesen geworden. Und wenn ich dennoch in dieser Versteckfalte hinter Zeiten und Welten« – im Altaigebirge also – »gelandet bin und dahocke, berechtigt wie verdammt, mich mit diesen kindisch treuseligen, verspäteten und gefährdeten Wesen abzugeben, dann nur aus Lust zu dienen – ihnen wie jenen, allen wie jedem« (S. 199). Bloße Schicksalsgläubigkeit würde ihm nicht genügen: »Schicksalsgläubig, wie ich auch zu sein scheine, bin ich zu der Erkenntnis gelangt: Das Schicksal verträgt und mag sogar auf Wissen beruhende Eingriffe und von Vertrauen geleitete und von Herzen kommende Spielchen ...« (S. 101).

Dem Traum Taten folgen zu lassen, erweist sich als schwierig. Das Volk der Altai-Tuwa, der Dywa (eines der bedrohten Völker mit nur noch etwa 4 000 Angehörigen) ist gespalten: Es wird

von zwei Schamaninnen geführt, die gegeneinander arbeiten. Der Erzähler wird krank, wie bei einer schweren Krise zu erwarten. Er lässt beide Schamanenfrauen, ohne dass sie voneinander wissen, zu sich rufen. »Die Prüfung« bestehen sie zunächst nicht. »Die wahre Prüfung« besteht der Prüfer selber: Er heilt einen anderen Kranken. Aber die Schamaninnen finden sich zusammen und vollziehen an ihrem Lehrer die rituelle Therapie »Vier Himmelsrichtungen und eine Mitte«. Er wird gesund und führt das geeinte Volk mit den beiden Frauen zusammen an den Gelben See, um ein Owoo, einen heiligen Steinhügel zu weihen. Auch hier gibt es Ärger: durch eine Rebellengruppe, sozusagen alkoholisierte Tuwa-Rocker – die aber letztlich abgewehrt werden kann. Der »große, schwer-schöne Tag« kann gut zu Ende geführt werden.

Galsan Tschinag erzählt in einer erstaunlich frisch-schöpferischen, ähnlich einem naturnahen Fluss in Kurven und Schlingen rasch oder mählich fließenden Sprache. Inhaltlich macht das fein gehaltene Gleichgewicht zwischen Vergangenheits- und Zukunftswendung, träumerischer und hart-realistischer Sicht den besonderen Zauber aus. *Helge Mücke*

Die unerhörte Sprache

HEINZ SCHLAFFER: **Das entfesselte Wort. Nietzsches Stil und seine Folgen**, Carl Hanser Verlag, München 2007, 224 Seiten, 19,90 EUR.

Kaum ein Philosoph der neueren Zeit hat einen so großen Einfluss auf die Entwicklung der deutschen Sprache gehabt wie Nietzsche. Ja, Nietzsche begründete gar, wie der Autor Heinz Schlaffer in dem vorliegenden Buch sagt, »die Epoche des entfesselten Worts in der deutschen Prosa«. Behutsam führt er den Leser an das Thema heran.

Er beginnt mit einer wohl auf der Hand liegenden Vorstellung: Wie sich nämlich die Welt in Wort und Zahl einteilen lässt. Indem die Welt der Zahl unterworfen und damit messbar wird, verliert sie ihren Zauber. Wusste Nietzsche, dass das Wort stärker ist als die Zahl? Auch wenn die Zahlenwelt, wie man an der heutigen

Vorliebe für statistische Untermauerungen sieht, sicherer erscheint? Wollte er mit dem Wort die Welt wieder verzaubern? Nietzsche wollte seine Texte nicht nur lesbar, sondern *erlebbar* machen: durch Satzzeichen. Besonders interessant und zum Nachdenken anregend ist der Gedankenstrich. – Satzzeichen verweisen auf die Sphäre des Geistes.

Es gibt jedoch auch verführerische Geister, und wenn diese bei der Schrift am Werke sind, gerade bei der *schönen* Schrift, bei der in Poesie verwandelten philosophischen Prosa, ist besondere Aufmerksamkeit vonnöten. Denn die poetischen Elemente verführen den Leser womöglich zur Zustimmung, bevor er alles verstanden hat.

Daher geht es Schlaffer um geschärfte Beobachtung; darum, die Sprache eben *nicht* unreflektiert aufzunehmen, vor allem nicht die Sprache eines Philosophen und Dichters wie Nietzsche, der weder die Grenzen von Philosophie, noch weniger die von Dichtung, fest abstecken wollte. Er arbeitet heraus, dass dem Autor Nietzsche der Gedanke wichtiger war als der übliche Satzbau. Er befreite sich von Konventionen, wenn man die Grammatik als eine solche verstehen will. Unsere in der Wirklichkeit gesprochenen, alltäglichen Sätze sind fast alle grammatikalisch unvollkommen. Dies machte sich Nietzsche zunutze, indem er die relativ einfach zu verstehende Umgangssprache zur Bekräftigung des Wahrheitsgehalts seiner Gedanken verwendete. Wie uns die Alltagssprache in »Fleisch und Blut« übergegangen ist, so sollte es auch mit seinen Worten geschehen. In dieser Weise kommt Nietzsches furioser Stil zur Wirksamkeit, der »furor poeticus«. Dichtung erlaubt das Sprechen »von Dingen, die gar nicht existieren, in einer Sprache, die niemand spricht«.

Dieses Buch kommt äußerlich sehr bescheiden daher. Doch für den, der den Blick dafür hat, beginnt bereits der Titel (Cover) zu sprechen. Auf schwarzem Untergrund nennt sich der Autor Heinz Schlaffer mit schlichten blauen Großbuchstaben, die kaum ankommen gegen den hellen Buchtitel: *Das entfesselte Wort*. Nur dem, der sich näher interessiert, fällt der Untertitel *Nietzsches Stil und seine Folgen* auf. Aber dann, das eigentlich Bestimmende: Nietzsches eige-

ner Namenszug, kräftig und selbstbewusst, in leuchtendem, fast fluoreszierendem Rot.

Heinz Schlaffers Text ist so dicht, so kompakt, dass er wie ein räumliches Gebilde im zeitlichen Nacheinander imponiert. Er folgt damit Nietzsches Ideal: »an einer Seite Prosa wie an einer Bildsäule arbeiten«. Eine räumlich-zeitliche Vorstellung war also das Vorbild für Nietzsches Stil. »Mein Stil ist ein Tanz«, sagte er.

Schlaffer betrachtet ein und denselben Satz Nietzsches mehrmals aus verschiedenen Blickwinkeln. Er macht den Leser aufmerksam auf Feinheiten des Textverständnisses, die häufig überlesen werden, und äußert nachvollziehbare Gedanken über die kleinsten Satzzeichen, wie das Komma oder den Gedankenstrich. Mit dem »lange verweilenden Blick des Philologen« bremst er Nietzsches furiose Sätze und demonstriert sie anhand der »Passage«, einem zweieinhalb Seiten langen Ausschnitt aus dem Vorwort zu einer der letzten Schriften Nietzsches: *Der Fall Wagner*.

Wie es Schlaffer als Wissenschaftler gelingt, die ineinanderwebenden Unwägbarkeiten von Nietzsches Sprache in fast gesetzhaft anmutende Worte zu kleiden, ist bewundernswert. Jeder Satz »sitzt«, nicht nur bei Nietzsche; auch bei Schlaffer sind viele Sätze Aphorismen vergleichbar. Vermutlich ist es die intensive Beschäftigung mit Nietzsche, die seinen Stil geprägt hat.

Nietzsche war Künstler. Ob ein Wissenschaftler einen Künstler wirklich bis ins Letzte versteht? Oder sich mit ein wenig Ironie den großen, gefährlich sich der Krankheit nähernden künstlerisch-philosophischen Geist vom Leibe halten muss? »Wenn Gott tot ist, muß das Ich Gott werden.« Es geht um »Selbstermächtigung«, damit das Ich »über die Bedingungen seiner eigenen Existenz verfügt«. Ich – das ist bei Nietzsche das Auge Zarathustras, das geistige Auge, das auf »die ganze Thatsache Mensch aus ungeheurer Ferne« zurückblickt.

Dieses Buch versteht sich als eine Art »Einweihung in Nietzsche«. Auf dem Weg zu dem Ziel, »Metaphysiker der Sprache« zu werden, muss sich der Leser intensiv bemühen. Das Buch ist eine anspruchsvolle Lektüre, die mit einem Mal

Lesen bei weitem nicht ausgeschöpft ist. Für Sprachinteressierte ist dieses Buch atemberaubend. Schlaffer untersucht, worin Nietzsches Faszination bestand und besteht, und weshalb er im Dritten Reich als einer der geistigen Begründer missbraucht werden konnte. Erst nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurde der Stil von Schriftstellern allgemein wieder nüchterner, und heute darf man Nietzsches Ästhetik gefahrlos genießen.

Was macht Nietzsches Sprache so attraktiv, ja suggestiv? Ihre Ungewöhnlichkeit, ihre Schönheit, ihre freie Handhabung! Freie Handhabung – das bedeutet das Ablegen von einengenden Schranken, das Ablegen von Fesseln. *Das entfesselte Wort* ist damit der notwendige Titel dieses Werks über Nietzsches Stil.

Der Autor Heinz Schlaffer, 1939 geboren, ist Professor für Literaturwissenschaft in Stuttgart. Von ihm stammt die *Kurze Geschichte der deutschen Literatur* (2002). Für dieses Sachbuch über Nietzsches Stil erhielt er den Heinrich-Mann-Preis für Essayistik. *Maja Rehbein*

Vom Zauber der Dichtkunst

ERIKA BELTLE: **Ausgewählte Werke**, Band I: **Gesammelte Aufsätze zur Ästhetik. Was die Sprache versteckt hält. Vom Zauber ihrer Kunstmittel**, Verlag Urachhaus, Stuttgart 2007. Band II: **Gesammelte Gedichte**, Verlag Urachhaus, Stuttgart 2008, 768 Seiten, 29 EUR.

ERIKA U. THEODOR BELTLE: **Für Dich will ich leben**, Ein Briefwechsel aus dem Zweiten Weltkrieg, Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2009, 528 Seiten, 24,90 EUR.

Wie aus Sprache Dichtung wird, bleibt vielen Dichtern ein Geheimnis. Wohl ist ihnen der Abgrund zwischen dem ersten Wort aus unbekanntem Tiefen und dem fertigen Gedicht vertraut, doch der Weg dorthin bleibt vielen unbewusst.

Die Lyrikerin Erika Beltle benennt, was geschieht, wenn »im Dämmerlicht der Frühe« die Seele, noch ganz verbunden mit dem Zeitenstrom, sich weitet und »ins offene Herz ein Stern« fällt. Sie lässt den Leser

diesen schöpferischen Prozess sowohl in ihren Gedichten als auch in den ästhetischen Reflexionen nacherleben. Schiller nannte ihn die Gunst des Augenblicks. Für Erika Beltle ist es die unsichtbare Brücke zwischen Tag und Traum, die sie im Geiste überwindet, um scheinbar Zusammenhangloses in eine Einheit zu bringen. Dabei bezieht sie sich auf die von Rudolf Steiner begründete »Ästhetik der Zukunft«. Durch sie könne auch die ästhetische Wahrnehmung eines Kunstwerks zu einem schöpferischen Prozess werden. Davon zeugen die zahlreichen Gedichte von Erika Beltle, nun in einem Sammelband vereint.

Mit ihrer Poesie entfächert die Lyrikerin ein ganzes Leben, das Höhen und Tiefen ihrer Zeit, des Zwanzigsten Jahrhunderts, nicht ausspart. So mahnt sie in einem frühen Gedicht:

Herz, halte Wacht,
hüte die Lichter!
Schon kommen sie dichter
auf brausenden Schwingen,
die Falter der Nacht.

Nacht ist kalt und sternenleer in den Zeiten des Krieges. Alles stirbt ab. Novemberhauch und entlaubtes Geäst sprechen zum lyrischen Ich, lassen die Toten ahnen, die nach Licht hungern. Doch »leise im Innern der lauschenden Seele« findet die Dichterin ihr Refugium. Dort »singen die Sterne ihr ewiges Lied«. Vom Sternengesang und seiner Resonanz künden ihre Gedichte, von Wanderungen und Wandlungen, vom Licht in der Dunkelheit und dem Tau in der Morgenfrühe.

Erika Beltle liebt es, Übergänge zu gestalten, in denen Schauen und Lauschen sich im wahrnehmenden Herzen vereinen. Dann glätten sich die Wogen der Seele und das Dichterherz erinnert sich, lässt das lyrische Ich Worte schöpfen aus vertrauten Tiefen. Zeit wird relativ, lässt in der Fülle des Sommers schon den Abschied ahnen und tief im Schnee den nahenden Frühling.

Wieder, nach langer Armut,
drängen aus heimlichen Gärten
Ranken über die Zäune der Zeit.
Weit, weit war der Weg,
an Dichtgestrüppen entlang,

bis irgendwo
ein singender Quell entsprang
und eine blühende Rose rankt
über die Zäune der Zeit.

Die Dichterin, die auch Eurythmistin ist, weiß um das Geheimnis der Sprache, deren Gebärden und »Urbewegungen«. Um sie mit Leib und Seele erfassen zu können, müsse zuerst der Kopf zum Schweigen gebracht werden, schreibt sie in ihren ästhetischen Reflexionen. Schließlich sei alles in der Welt Gebärde und möchte vom Menschen entzaubert werden durch Erkenntnis. So kann sich »im Äußeren das Innere ausdrücken« und das Musikalische als das »Zukunftselement in den Künsten« zum Ewigen zurückgeführt werden.

Trost und Zuversicht schöpft das lyrische Ich aus dem Universum, »dem Sternenreigen, den uns der Himmel sang«. Im Wissen um die Vergänglichkeit entdeckt Erika Beltle immer wieder das Ewige im Alltag: den Regenbogen, das Himmelblau, die samtgrünen Wiesen und den Vogelsang. Im Alter kehrt auch die kindliche Freude an Sonne, Mond und Sternen und an den Blumen der Wiese zurück. Da spiegelt sich der Himmel in ihr und die Worte fließen mühelos. Die reife Seele weiß, dass die verblühende Rose schon den Samen in sich trägt für ein neues Leben. Und dennoch fühlt sich das lyrische Ich angesichts der Fülle des gelebten Lebens wie »ein armes Nichts«.

Auch in den Briefen, die Erika Beltle in den Zeiten des Krieges an den geliebten Mann schreibt, hat die Lyrikerin das Wort. Ob sie über weltanschauliche Fragen schreibt, sich geistig mit der Anthroposophie auseinandersetzt oder über alltägliche Dinge berichtet, ihre Wahrnehmungs- und Beschreibungskunst ist so eigen und stimmig wie ihre Gedichte es sind. »Du beschäftigst Dich mit geistigen Dingen, weil Dir die Suche nach den Hintergründen Freude bereitet. Derselbe Satz gilt bei mir auch für das Studium der Chemie«, schreibt der Mann in einem Brief an seine Frau. Auf eine zärtliche Art verbindet der Briefwechsel zwischen den Liebenden Dinge des täglichen Lebens mit regem geistigem Austausch über Literatur und Kunst.

Träume, Naturstimmungen und Zärtlichkeiten, Verszeilen von Morgenstern und Goethe sowie das »Spinnen von Gedankenfäden« bereichern die Korrespondenz.

So bleibt über alle Distanz hinweg, trotz Alltag und leidigem Kriegsgeschehen, die Gewissheit von Nähe und Intimität, wie sie nur Liebende schaffen können. »Weißt Du übrigens, dass Du ausnahmslos jede Nacht bei mir bist? Dass ich das ganz deutliche Bewusstsein von deiner Nähe habe? (...) Was wissen wir denn davon, wohin sich die Seele im Schlafe wendet?« Die Hoffnung auf ein Wiedersehen erfüllt sich mit dem Ende des Krieges.

So ward auch meinem Leben
Licht gesendet,
und zwischen Strom
und wildem Wetterosen
erblühen sonnenwarm
der Freundschaft Rosen,
in deren Duft
das Leben sich vollendet.

Künftigen Dichtergenerationen gibt Erika Beltle die Erkenntnis mit auf den Weg, dass Prosaisierung und Intellektualisierung sich in der Lyrik als Fehlschlag erweisen. Sie mögen sich von den künstlerischen Mitteln, von den Lauten und Rhythmen belehren lassen, von ihnen »aus erster Quelle« lernen und erfahren, »wie sie ihre Verse zu formen haben«. Nur im Zusammenklang der einzelnen Kunstmittel ist Lyrik wirklich imaginativ erlebbar.

Ihre letzten Gedichte sind schon stilles Abschiednehmen inmitten der Reife und Überfülle.

Leben ist still von der Erde gegangen,
aber wir haben
ihr Blühen gesehen,
haben die Süße
der Früchte empfangen,
nun mag getrost uns
der Winter geschehen.

Karin Haferland

Waldorfschule Silberwald Stuttgart

sucht ab 01.09.2009

Geschäftsführer/ Geschäftsführerin

Wir sind eine Waldorfschule im Aufbau mit Ganztagsbetreuung. In den kommenden Jahren werden uns der Schulneubau, der Aufbau der Mittel- und Oberstufe sowie deren Finanzierung beschäftigen.

Wenn Sie betriebswirtschaftliche/kaufmännische Fachkenntnisse und Interesse an der Waldorfpädagogik haben und gerne den Aufbau einer sich selbst verwaltenden Schule aus den Anfängen heraus mitgestalten wollen, freuen wir uns auf Ihre Bewerbung.

**Waldorfschule Silberwald
Gorch-Fock-Straße 30,
70619 Stuttgart,**

z. Hd. Herrn Heuser,
Telefon: 0711 4597448

info@silberwald.org, www.silberwald.org

Kleinanzeigen

Schloss Dahme-Spreewald und Stadtvilla

Neu-Isenburg bei Frankfurt/M, gewerbl. nutzbar,
ca.320qm. www.sinntrotz.de, Tel 0151 24106576

Kraftort Baikalsee

29. Juli -16. August 2009

Sehr individuell geführte Reise:
Begegnungen mit Völkern, Kulturen, Religionen
(Schamanismus, Buddhismus, Altgläubige),
Ökologie, Kraftorten in der faszinierenden
Landschaft

**Irkutsk, Ulan Ude, Insel Olchon,
Heilige Nase, Bargusintal**

2440 EUR – Noch wenige Plätze!

Bettina Woiwode, Tel. 0761-475311,
woiwode@gmx.de